

Wozu denn noch einmal?

Auf solche Quaestiones zu Aristoteles und dessen gläubigen Lesern kann jeder seine eigene Antwort geben, hoffentlich so gut begründet wie Jürgen Habermas: Die „Bibliothek der Philosophie des Mittelalters“ findet ihren Sitz im Leben spielerisch.

Philosophie macht furchtlos. Denn sie bestimmt unser Verhältnis zur Aktualität so, dass wir ihr nicht aktualistisch ausgeliefert sind. Sie gibt Spielraum zur Stellungnahme gegenüber dem Gegebenen, sei es der eigenen Person oder der Weltläufte. Anders gesagt: Sich im Denken zu orientieren sichert jenen Abstand, der erst handlungsfähig macht. Gerade Philosophie in ihrer zeitlichen Erstreckung als Philosophiegeschichte hält diese Möglichkeit bereit: einen Standpunkt des „außen“ gegenüber den im Zirkelschluss sozialer Medien hergestellten Aufmerksamkeiten einnehmen zu können. Aufmerksamkeiten, in deren Sog wir uns ständig mit Dingen beschäftigen, mit Abläufen und Erledigungen, die dem kollektivistischen Zug der Technik entspringen und sich für das Ganze des Weltverhältnisses ausgeben möchten. Die Ausrichtung auf Funktionserfordernisse wird dann im Zweifel derart total, dass menschliche Sinnfragen, Fragen des Woher und Wohin, von Freiheit und Notwendigkeit, von Glauben und Wissen – dass solche Fragen als Kuriosa, als Störfaktoren fürs reibungslose Funktionieren der Systeme gelten und im Grunde für ob-



Heute im E-Paper

Erklär mir, Liebe:
Was verstand Kant von der Ehe?
Kritik der Urteilstkraft: Was gehört in die Bachmann-Edition?

solet gehalten werden können. Tatsächlich sind es aber Fragen, die alles durchdringen, denen Erfahrungswerte zugeordnet werden können, wenn sie nicht erstickt werden in einem Lebensstil des Abgelenktseins.

Für die Philosophie wiederum macht es einen Unterschied, ob ihre Begriffe sich an das medial Vorgegebene anschmiegen, ihren Gehalt aus einem Weltverhältnis der Resonanz beziehen, oder ob ihre Begriffe historisch informiert sind und damit als Gegenbegriffe zum gängigen Optimierungsvokabular des Funktionierens taugen. Dem Philosophen Jürgen Habermas ging es auch um den Erhalt der begrifflichen Vielschichtigkeit seiner Zunft, als er sich in seinem doppelbändigen Alterswerk „Auch eine Geschichte der Philosophie“ (2019) daranmachte, die philosophische Begriffsgeschichte als okzidentale Konstellation von Glauben und Wissen zu entwickeln und damit Ideen von politischer und religiöser Freiheit sowie von wissenschaftlicher Rationalisierung genealogisch zu plausibilisieren. Für Habermas, den Theoretiker kommunikativer Interaktionen, war dieser späte, enorm materialreiche literarische Kraftakt kein randständiges, bloß historisch interessierendes Unternehmen, sondern ein Beitrag zur Substanzsicherung aktueller Diskurse. Dies wiederum aus einem dezidiert metatheoretischen Erkenntnisinteresse: „Was kann heute noch ein angemessenes Verständnis der Aufgabe der Philosophie sein?“ Diese Frage stellte er im Vorwort des Wälzers.

Es sind derartige Zusammenhänge, von denen umfangen man ein philosophiegeschichtliches Quellenprojekt zu schätzen weiß, das jetzt mit seiner vierten Serie von philosophisch einflussreichen Texten startet: die seit 2005 erscheinende „Herders Bibliothek der Philosophie des Mittelalters“. Der publizistische Zeitraum des editorischen Gesamtprojekts umfasst die lange Periode von mehr als tausend Jahren zwischen dem Zerfall des Imperium Romanum sowie seiner Kultur seit dem Ende des fünften Jahrhunderts nach Christus auf der einen Seite bis zu den neuen religiösen Aufbrüchen des früher sogenannten Reformationszeitalters auf der anderen Seite. In diesem Herbst erscheint Siger von Brabant (1240 bis 1284) schmale, bisher nicht auf Deutsch publizierte Abhandlung

„Über die Notwendigkeit und Kontingenz der Ursachen“ (für unsere zeitgenössischen, von der Neurokognition angeleiteten Freiheitsdiskurse ein historischer eye-opener). Hinzu kommen die „Quaestiones zur Metaphysik des Aristoteles, Buch 2-4“, jener zentrale Aristoteles-Kommentar aus der Feder des Duns Scotus (1265/66 bis 1308), ebenfalls erstmals auf Deutsch und Metaphysik als Transzendentalwissenschaft behandelnd, ein Paradigmenwechsel, wie er noch Kants Vernunftkritik beeinflusst.

Vorausgegangen sind mehr als sechzig an der Frankfurter Goethe-Universität entstandene Bände des Editionsprojekts, jeweils zweisprachige, systematisch kommentierte Ausgaben nebst ausführlicher Einleitung zu Autor und Werk. Zu den edierten Originalsprachen gehören Latein, Arabisch, Hebräisch, Altgriechisch, Griechisch, Jiddisch, Arabisch, Katalanisch, Mittelfranzösisch, weitere Sprachen (wie Persisch) sind zu erwarten. Als verantwortliche Herausgeber firmieren Alexander Fidora, Matthias Lutz-Bachmann, Isabelle Mandrella und Andreas Niederberger. Im Zentrum dieser philosophischen Bibliothek stehen Fragen der Wissenskultur und Wissenschaftsgeschichte, der Metaphysik und Erkenntnistheorie, der politischen Philosophie und Moralthorie, der Beziehung von Religion und Wissenschaften.

Stark repräsentiert sind dabei epistemische Durchbrüche vom zwölften bis vierzehnten Jahrhundert, die sogenannte Explosion der Wissenschaften an den nur im lateinischen Europa entstehenden Universitäten und höheren Bildungseinrichtungen. Diese Texte, so sagt es der Mitherausgeber Lutz-Bachmann, bilden gleichsam den „Nukleus“ des okzidentalen politisch-philosophischen Ideenkomplexes, „tief in der christlichen Kultur und Anthropologie verwurzelt“, dessen Bestimmungskraft, recht verstanden und nicht von vornherein politisch-ideologisch verfremdet, es sich heute dringend wieder aneignen gelte, „da ohne sie die Freiheit illiberal und die Politik totalitär“ zu werden droht, „die Wissenschaft zur bloßen Technik verkommt“. Das sind kühn ausbuchstabierte Bezüge politisch-kultureller Relevanz, wie sie sich etwa auch in dem Traktat „Vom Gewissen“ des Thomas von Aquin andeuten, Lateinisch-Deutsch 2021 in der Bibliothek ediert. Demnach ist das Gewissen ein Akt der praktischen Vernunft mit unbedingt bindender Kraft, auch wenn es im Irrtum begründet sein sollte.

Die thomistische Begriffsarchitektur, deren Überprüfbarkeit an Gründen, stellt in der Philosophiegeschichte von Habermas einen historischen Fixstern für die politisch-philosophische Sicherung der Liberalität dar. Ähnlich wie Lutz-Bachmann geht es ihm um die Übersetzung einer verlorenen Bestimmungskraft, wie sie im Christentum von der hier notwendig rational geläuterten Glaubensgewissheit ausgeht. In Anlehnung an Thomas billigt Habermas dem Glauben solche Vernunftgründe zu, wenn er präzisiert: „Der Entschluss, der den Glauben trägt, muss seinerseits rational motiviert sein, wenn auch durch Gründe, die von anderer Art sind als im Falle intuitiver Einsicht und diskursiver Erkenntnis.“ Was meint „von anderer Art“? Es geht beim Glauben laut Habermas um die begründete Erfahrung einer kommunikativen Autorität: „Das einzige Modell, anhand dessen wir uns den unbedingten Charakter der Glaubensgewissheit klarmachen können, ist die kommunikative Beziehung einer Person zu einer anderen vertrauenswürdigen Person, deren Mitteilungen sie glaubt.“

So erschließt sich der mittelalterliche Mehrwert von Vernunftkenntnis kommunikativ: „Die Erfahrung der göttlichen Autorität ist letztlich das beglaubigende, der intersubjektiven Beziehung eingeschriebene und allen einzelnen für wahr gehaltenen Inhalten vorausliegende Moment“, heißt es weiter. Diese „im Gebet aktualisierte Erfahrung“ sei vorbereitet durch die ontologische Erkenntnis, dass der Mensch wie alles Seiende von Gott „im Sein gehalten wird“ (creatio continua). Versteht da jemand den heiligen Thomas besser als dieser sich selbst? Jedenfalls schält Habermas den religiösen Nukleus einer im Sinne Lutz-Bachmanns zu aktualisierenden Bestimmungskraft heraus. Sage noch jemand, ein mittelalterliches Editionsprojekt sei unpolitisch. Man muss es nur furchtlos zu übersetzen wissen. CHRISTIAN GEYER



Fische, die so glänzen, haben das Mittelmeer noch nie gesehen: Eric Menchons Rotbarbe.

Foto Jürgen Dollase

Es war aber auch irgendwie eine Mischung

Oral History à la Jürgen Dollase: Die „Geschmacksdokumentationen“

Woher die „Bretonische Rotbarbe auf Holzkohle gegrillt“ kam, die am 4. Mai 2023 im Kölner Restaurant Le Moissonnier mit „Champagner-Fenchel-Sauce und Zitronen-Gel nach Mojito-Art“ serviert wurde, das stand auf der Speisekarte und noch einmal auf dem Kärtchen, das in diesem Lokal zu jedem Gang auf den Tisch gestellt wird, weil eine Sauce als Begleitung dort nie genügt, sondern die Hauptkomposition durch Seitenstücke auf eigenen Tellern flankiert wird, die sich ihrerseits in mindestens so viele Teile gliedern wie Gallien im Schulbuch, im Fall der Rotbarbe einerseits „Couscous-Hirse mit Orangenblütenwasser, Meerrettich-Crème und Bottarga von Meeräsche“, andererseits „Langustinen-Mousse, Sizilianische Caponata, Parmesan-Chip, Polenta und Ricotta, Cidre und Forellenkaviar“. Die Bretagne kennt man auch aus der Schule oder von Asterix. Woher aber kommt der Koch, Eric Menchon, der seit 1988 bei Vincent und Liliane Moissonnier in der Küche steht?

Dieser Frage hat Jürgen Dollase, der langjährige Restaurantkritiker der F.A.Z., ein Forschungsprojekt gewidmet, dessen Ergebnisse man in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden einsehen kann, im Online-Freihandbereich. Die SLUB unterhält mit der TU Dresden seit 2022 das Deutsche Archiv der Kulinarik. Der Grundgedanke ist, dass bei einem außerakademisch verfassten Wissensgebiet wie der Kochkunst ein proaktives Sichern von Quellen nötig ist, damit Wissen nicht verloren geht. Dieses Archiv wartet also nicht darauf, dass Schriftgut bei ihm abgeliefert wird, sondern verfolgt eine Erwerbungspolitik Marbacher Art und konnte sich schon mehrere Nach- und Vorlässe bekannter Köche und Kochschriftsteller einverleiben. Bei einem Koch dürfte sogar noch aussagekräftiger sein als bei einem Gelehrten, welche Bücher er für den eigenen Gebrauch aufhebt – weil sein Feld eben nicht akademisch vorstrukturiert ist.

Dollase hat die Quellensicherung einen entscheidenden Schritt weitergetrieben, hin zur Quellenerzeugung. Bei einer Kunst, deren Hervorbringungen vergänglich sind, muss man den Meistern so früh wie möglich die Frage stellen, die Alfred Hitchcock seinem Kollegen François Truffaut beantwortete. Mit seinen

„Geschmacksdokumentationen“, von denen er 2023 und 2024 insgesamt zehn in Dresden deponierte, hat Dollase ein neues kochliterarisches Genre begründet, durch Import der aus Kunst-, Literatur- und Musikgeschichte vertrauten Gattung der Werkmonographie. Richtig wäre Gerichtsdokumentationen – vielleicht wurde dieser Titel nicht gewählt, weil man an juristische Streitfälle denken würde, nicht an den Zuständigkeitsbereich der Richter vom Guide Michelin. Ein einzelnes, für einen Koch charakteristisches Gericht bildet den Gegenstand und wird nach allen Regeln der Kunst zerlegt, wobei zugleich dokumentiert wird, dass so etwas wie eine gegrillte Rotbarbe ein Gebilde sein kann, das eine Analyse wie ein Gedicht, ein Sonatensatz oder ein Triptychon lohnt.

In der prosaischen Umwelt der Online-Textvorratshaltung hat eine solche Geschmacksdokumentation die Gestalt eines PDF von ein paar Dutzend Seiten; gäbe es aber beispielsweise im Verlag Klett-Cotta noch eine kulinarische Bibliothek, ließe sich aus ihr auch ein ansehnliches Büchlein machen. Die Herstellung des Tellers (bei Menchon: der Tellergruppe) wird Schritt für Schritt in Fotografien (bei der Rotbarbe: 29) dokumentiert, es folgen Dollases Degustationsnotizen, dann erst das Rezept sowie eine kochliteraturgeschichtliche Kontextualisierung. Am Anfang aber steht ein Interview mit dem Koch (auch der dritte Jahrgang, den Dollase am 24. November in der SLUB in Live-Interviews vorstellen wird, fügt dem Kanon noch keine Meisterin hinzu). Bei einer Kunst, deren Produkte dazu bestimmt sind, im Mund zerstört zu werden, bevor sich die Kunde vom herrlich Vertilgten durch Mund-zu-Mund-Propaganda verbreitet, drängt sich das Verfahren der Oral History im förmlichsten Sinne auf. In den Sozial- und Kulturwissenschaften ist das biographische Interview längst ein Standardhilfsmittel der Fachgeschichte; ein legendärer Schatz sind die Video-Interviews des Ethnologen und Historikers Alan Macfarlane mit Protagonisten des britischen Wissenschaftswunders der Nachkriegszeit – von Macfarlane auf seiner Homepage als Liste von „ancestors“ archiviert.

Woher kommt nun also Eric Menchon? Er ist in Südf Frankreich aufgewachsen und wurde in Marseille ausgebildet,

aber seine Eltern wurden beide in Marokko geboren, Enkel und Kinder französischer, spanischer und italienischer Einwanderer in die damalige französische Kolonie. Dollases Frage nach einem Verhältnis der Eltern zur französischen Küche ergibt eine Fehlanzeige: „Weil sie in Marokko geboren sind, haben sie doch allerlei von dort mitgebracht. Es war aber auch irgendwie eine Mischung.“ Das Lieblingessen des Sohnes war „natürlich“ das Couscous der Mutter, wobei die wichtigste Angabe zum Couscous zur Rotbarbe ist, dass es „aus dem ganz normalen Handel“ kommt (mit Markenbezeichnung). Wieder eine Fehlanzeige – wenn man einen falschen Begriff von den erlesenen Produkten hat, die in der Spitzenküche benötigt werden.

Im Restimee stellt Dollase fest, dass die dokumentierte Individualität des Gerichts „ganz eindeutig zur kulinarischen Sozialisation und dem Werdgang von Eric Menchon passt“. Über „die familiären Zusammenhänge“ habe ihn „auch der nordafrikanische Raum“ geprägt. Auffällig ist, dass der Interviewer sich gar nicht nach einzelnen Gerichten der Mutter und Großmutter erkundigt hat, nach Tischsitten, Essgewohnheiten und deren Folgen für die Geschmacksbildung. Das natürlich vorgefundene Couscous genügt. Dem entspricht, dass Dollase bei der Inspektion der drei Teller das Nordafrikanische nicht mit der Pinzette sucht. Die pauschale Erkundigung erbringt ein ambivalentes Resultat. „Wie ist die Bedeutung dieser nordafrikanischen Elemente für Ihre Küche? Wie viel Würze setzen Sie ein?“ – „Es kommt darauf an.“

Macfarlane hält Hunderte von Interviews vor, daran gemessen ist Dollase noch ein Anfänger. Kaum jemand kennt das Werk von Menchon so gut wie Dollase, der angibt, bei Le Moissonnier „buchstäblich hunderte von Gerichten gegessen und analysiert“ zu haben. Zeichnen sich an diesem Beispiel die Grenzen des biographischen Ansatzes ab? Wer als Hobbykoch oder Kollege Eric Menchon unter seine Vorfahren aufnehmen möchte, muss nicht zu viel über Nordafrika wissen. Dass die kulturalistische Reduktion vermieden werden muss, wenn Kochen Kunst und nicht nur Folklore sein soll, darf man durchaus als Ergebnis des Experiments der Geschmacksdokumentationen würdigen. PATRICK BAHNERS

Worte gegen Memes

Ein Akademiegespräch zu ästhetischem Widerstand

Das 2024 gewählte Führungsduo der Berliner Akademie der Künste, der Komponist Manos Tsangaris als Präsident und der Architekturkritiker Anh-Linh Ngo als Vizepräsident, verfolgt einen Kurs der Politisierung. Ein „Akademie-Gespräch“ mit dem Titel „Kulturkampf?“ eröffnete jetzt eine Veranstaltungsreihe zum Thema „Widerstand der Ästhetik“. Während der Reihentitel auf Peter Weiss als kanonischen Autor der Hochliteratur anspielt, dessen Nachlass das Akademiearchiv verwahrt, variiert der Ankündigungstext einen populären Slogan der Protestkultur, dessen Urheberschaft oft fälschlich Bertolt Brecht zugeschrieben wird: „In einer Zeit, in der die Erzählweisen der Sozialen Medien, Kurzclips, Fake News und KI zum politischen Machtfaktor werden, wird eine widerständige, aufklärende Ästhetik zur Pflicht.“ Die Auftaktveranstaltung ging aus von einem zeitkritischen Befund: „Streit wird nicht mehr als Suche nach dem besseren Argument verstanden, sondern als Kampf um Deutungshoheit.“ Auf dem Podium saßen neben dem Vizepräsidenten der Kunstschriftsteller Wolfgang Ullrich, die Journalistin Annett Meiritz, die mit Juliane Schäuble unlängst das Buch „Die Allianz der Neuen Rechten“ publiziert hat, und die Dramatikerin Sasha Marianna Salzmann.

Die Erzählweisen der sozialen Medien waren der Gegenstand des Impulsvortrags von Wolfgang Ullrich. Soziale Medien belohnen Schnelligkeit und Wiederholung beim Durchsetzen von Begriffen in einem von Algorithmen geregelten Feld. Die technische Logik, so die These Ullrichs, kommt den sozialdarwinistischen Überzeugungen vieler Rechter und Libertärer entgegen. 2015 rief die „Alt-Right“-Bewegung den „Meme War“ aus. Die Unterscheidung des Starken vom Schwachen zielt auf Unterdrückung und Verdrängung der Schwachen. In der zweiten Amtszeit von Präsident Donald Trump regiert diese Entwicklungsdynamik. Die amtlichen Kommunikationskanäle verkünden Politik in Meme-Formaten.

Annett Meiritz bestätigte Ullrichs Einordnung. Mit Erstaunen habe sie den Siegeszug konservativer Frauen in der amerikanischen Politik verfolgt. Es habe sie demütig gestimmt, dass solche Frauen gar nicht die für sie vorgesehene Hausfrauenrolle spielten, sondern offensiv Trumps Agenda unterstützten. Sasha Marianna Salzmann äußerte sich verwundert darüber, wie Leute ihre Zeit verbringen. Als Dramatikerin betrachtet sie das Geschehen wie ein Stück auf der Bühne.

Die Idee der „Deutungshoheit“, mit der die Akademie der Künste als Gatekeeper-Institution der Hochkultur in eine öffentliche Untersuchung der gewandelten Bedingungen politischer Kommunikation eintritt, wird der tatsächlichen Vielschichtigkeit politischer Diskurse kaum gerecht. Wer könnte sie beanspruchen, wer durchsetzen, wer sich wie dagegen wehren? Es besteht tendenziell ein Missverhältnis zwischen dem kulturellen Kapital der ästhetischen Avantgarde, das die Akademie mit der Weiss-Referenz ins Spiel bringt, und einer Sortierung des außerakademischen Gesprächs nach latent hierarchischen Prämissen, die anachronistisch zu werden droht.

Dabei war die Triftigkeit von Ullrichs Formanalysen nicht zu bestreiten. Wo es für Norbert Elias noch als Erkennungszeichen für den Prozess der Zivilisation galt, dass die Zeitspanne zwischen Reiz und Reaktion ausgedehnt wird, da zielt die Interaktionslogik der sozialen Medien darauf, diese Zeitspanne wieder zu minimieren. Vorwärts und schnell vergessen!

Die im Spiel permanenter Forcierung unterlegene Seite sieht sich dem Spott ausgesetzt, ihr mangelte es an durchsetzungsfähigen Memes. Elon Musk, der weltweit reichste Mann unserer Zeit, kommentiert diese Lagebeschreibung höhnisch mit zwei Buchstaben: fr – „for real“. Wer auf den damit geltend gemachten Wirklichkeitsbegriff mit einer rhetorischen Analyse in der Tradition des einstigen Akademie-Präsidenten Walter Jens zu antworten versuchte, hätte damit vor den ersten Worten verloren. Die Koordinaten des Angemessenen, wie sie die klassische Rhetorik voraussetzte, sagen nichts mehr aus: Wo oben und wo unten ist, wo vorne oder hinten, wer die Nase oben oder den Kopf unten hat, das gibt keine hinreichende Auskunft mehr über den Stand der Diskurse. Die Produktion von Memes schießt ungerührt in die Höhe und bringt viele Menschen zu einem Lachen, dem ein stimmloser Schrecken innernimmt.

Ein vom Bundesstaat Florida mit Bundesgeld im tropischen Marschland der Everglades betriebenes Internierungslager für abzuschiebende Ausländer trägt den Namen Alligator Alcatraz. James Uthmeier, der Justizminister von Florida, gab die Einrichtung des Lagers mit diesem Namen am 19. Juni 2025 in einem Tweet bekannt. Auf Rückfragen der Lokalpresse bestätigte der Sprecher des Ministers: „Ja, es ist der amtliche Name.“ Er steht auf den Schildern außerhalb der Anlage. Wer darüber lacht, dass das menschenfressende Krokodil als Erfüllungshelfer des Unrechtsstaats in emblematischen Dienst genommen wird, schlägt sich auf die Seite der Barbarei. Das Wortspiel ästhetisiert eine Kumpanei des Schreckens. HANS HÜTT